

## Einleitung

---

Der Soziologie fehlt ein Gespür für das Kleinod der Unterscheidung. Obwohl sie in ihrem Gegenstand immerfort auf Unterscheidungen trifft und selbst laufend Unterscheidungen benutzt, hat sie Schwierigkeiten, diesen Umstand theoretisch angemessen zu erfassen und Methoden zu entwickeln, die einen adäquaten Umgang damit erlauben. Sie rechnet mit Unterscheidungen, ohne mit ihnen rechnen zu können.

Das Problem ist tiefgreifend, aber die Lage ist alles andere als hoffnungslos. Die Soziologie verfügt längst über die notwendigen Ressourcen, um dieses Problem in Angriff nehmen zu können. Nur fehlt es bislang an einem Versuch, diese Ressourcen freizulegen und entsprechend aufzubereiten, damit der Sachverhalt der Unterscheidung (der genauso ein Sozial- wie ein Zeitverhalt ist) in den Vordergrund rücken kann und seine soziologischen Implikationen sichtbar werden. Doch es wird nicht ausreichen, nur das bereits vorhandene Potential zu aktivieren. Dieser Versuch kann vielmehr nur gelingen, wenn parallel an der Entwicklung einer soziologischen Unterscheidungstheorie gearbeitet wird, die im selben Zuge über die Ressourcen hinausführt, die dabei freigelegt und zusammengezogen werden. Deshalb sind der Beginn und das Resultat dieser Untersuchung identisch: eine soziologische Unterscheidungstheorie, die nichts anderes als eine Theorie der Empirie sozialer Formen zu sein beansprucht.

Die Rede von »sozialen Formen« ist in der soziologischen Literatur allgegenwärtig, aber fast nie steckt ein Begriff dahinter. Georg Simmels Vorschlag, die Soziologie auf einen Begriff der Form zu gründen, hat sich offenbar nur rhetorisch, aber nicht begrifflich durchgesetzt. Allerdings kursiert in der Soziologie seit kurzem ein Formbegriff, der in dieser Hinsicht Abhilfe schaffen kann und der

ferner das Potential mitbringt, ein soziologisches Programm zu bedienen, dass sich nicht nur mit Bezug auf Simmel durch ein Interesse an sozialen Formen und damit auch an Unterscheidungen, Differenzen, Ungleichheiten, Differenzierungen, Rahmungen, Kategorien und Grenzen auszeichnet. Dieser von Niklas Luhmann in die soziologische Diskussion eingeführte Formbegriff geht zurück auf die *Laws of Form* des Mathematikers George Spencer-Brown (1969). Ganz gleich wie man zur darin verwendeten Mathematik stehen mag, gilt es aus soziologischer Perspektive zunächst einmal zur Kenntnis nehmen, dass Spencer-Brown im Prinzip der erste ist, der überhaupt einen Unterscheidungsbegriff formuliert. Er beobachtet eine Unterscheidung als Zusammenhang einer Grenze, ihrer verschiedenen Seiten und des Raums, der dadurch entsteht und nennt dies: *Form*. Das ist auch schon fast alles, was Spencer-Brown zu Beginn benötigt, um einen komplexen, selbstreferentiellen Kalkül zu konstruieren: eine leere, nicht weiter qualifizierte Unterscheidung.

Man kann daran zweifeln, ob diese mathematisch so problemlos mögliche Radikalität des Anfangs sich auch für eine Erfahrungswissenschaft wie die Soziologie eignet. Aber man muss nicht drauf warten, bis diese Frage abschließend geklärt ist, um daraus erste Einsichten für eine soziologische Unterscheidungstheorie zu gewinnen. Ausgangspunkt einer entsprechenden Theorie sozialer Formen wäre dann nur die Operation einer Unterscheidung selbst und keine bestimmte Unterscheidung, die sozial oder soziologisch getroffen wird. Die Theorie müsste sich dann also in erster Linie über die Tatsache organisieren, *dass* unterschieden wird und erst im Anschluss darüber, *wie* unterschieden wird – ein Gedanke, von dem sich Niklas Luhmann offensichtlich fasziniert zeigte. Nicht umsonst finden sich bei ihm zuletzt Andeutungen, dass die Systemtheorie mit ihrer Unterscheidung von System und Umwelt wohl nur ein Spezial- oder Grenzfall einer am Begriff der Form orientierten, allgemeinen Unterscheidungstheorie ist (Luhmann 1997a: 62, 1997b).

Diese Idee eines Abstraktionsschritts von der Systemtheorie zu einer Formtheorie treibt die vorliegende Untersuchung an, allerdings nicht, um sich dadurch weiter von der Soziologie zu entfernen, sondern um vorzuführen, dass genau dieser Schritt mitten in die grundlegende Intuition der Soziologie hineinführt. Insofern ist

die hier zu erprobende Fortführung von Luhmanns Theorieprogramm kein Selbstzweck, sondern dient der Fortführung eines soziologischen Programms – und erweist sich darüber hinaus als Hilfe bei der Suche danach, worin dieses Programm seit den Klassikern eigentlich besteht.

Trotz dieser Bewegung hin zu einer Formtheorie bleibt die Systemtheorie doch ein besonderer Fall des Unterscheidungsgebrauchs. Es war mit Sicherheit kein Zufall, dass es die kybernetische und systemtheoretische Forschung der 1970er Jahre gewesen ist, die den Kalkül von Spencer-Brown aufgegriffen und bekannt gemacht hat. Insbesondere Heinz von Foerster, Randolph Glanville, Louis Kauffman und Francisco Varela haben rasch die Leistungsfähigkeit dieses Kalküls in Bezug auf Fragen der Systemtheorie und einer damit verbundenen Theorie des Beobachters erkannt. Schließlich ist es ein Beobachter, der Unterscheidungen trifft; und das kann man wiederum nur beobachten, wenn ein Beobachter sich angesichts von Störungen reproduzieren kann – wenn er also ein System ist. Das gilt für Beobachter des Beobachters gleichermaßen. Eine Formtheorie kommt aus diesem Grund ohne Systemtheorie nicht aus. Letztere ist das Milieu, in dem sich erproben lässt, welche Möglichkeiten ein Formbegriff der Unterscheidung eröffnet und welche Auswege er versperrt.

Niklas Luhmann hat auf Grundlage dieses Formbegriffs der Unterscheidung ungefähr Mitte der 1980er Jahre damit begonnen, seine Systemtheorie – zwar äußerst vorsichtig, aber bestimmt – umzubauen. Dirk Baecker (2005b) hat diese Überlegungen aufgegriffen, weitergeführt und dadurch den Weg geöffnet für eine soziologische Formtheorie, die eine Theorie des Treffens, Beobachtens, Verwendens, Arrangierens, Bestätigens, Unterlaufens und Substituierens von Unterscheidungen ist. Obwohl dies zunächst ein theoretisches Argument ist, so ist es gleichwohl von hoher empirischer Relevanz. Denn ob sozialer Alltag oder Außeralltägliches, es geht immer genau darum: um das Treffen, Beobachten, Verwenden, Arrangieren, Bestätigen, Unterlaufen und Substituieren von Unterscheidungen. Es geht empirisch wie theoretisch um das *Rechnen* mit Unterscheidungen. Und soziologisch ist die Formtheorie spätestens dann, wenn sie nach der Art und Weise fragt, wie dieses Rechnen mit Unterscheidungen sozial konditioniert wird, also wie es durch das (selbst ebenfalls konditionierte) Vorhandensein oder Nicht-Vor-

handensein anderer Beobachter/Unterscheidungen fortlaufend und verteilt bestimmt wird.

Man sollte sich so gesehen durch die mathematische Problemstellung, aus der dieser Formbegriff der Unterscheidung hervorgegangen ist, nicht in die Irre führen lassen. Es ist alles andere als ausgemacht, dass eine allgemeine Formtheorie, wie sie sich Luhmann vorgestellt hat, nur mathematisch formuliert werden kann. Vielmehr liegt die Vermutung nah, dass ihre Entwicklung ein genuin soziologisches Unternehmen ist, so dass eine formtheoretische Abstraktion der Systemtheorie die Soziologie im Hinblick auf interdisziplinäre Entwicklungen wieder stärker ins Spiel bringt. Doch bevor sich das überhaupt angemessen einschätzen lässt, sind die Konsequenzen dieser Entwicklung für die Soziologie selbst zu überprüfen. Deshalb werde ich in den folgenden Überlegungen behaupten und nachzuweisen versuchen, dass das Aufgreifen dieses Begriffs der Form in der Soziologie drei einschneidende Konsequenzen mit sich bringt: eine *Abkehr von Kausalität* als erkenntnistheoretische und methodologische Grundlage; eine empirische und theoretische *Konzentration auf Kommunikation*; und eine *Einschränkung des Systembegriffs auf die Gesellschaft*. Mit anderen Worten: Eine Formtheorie behandelt Kausalität als einen Spezialfall; sie ist nur als Kommunikationstheorie zu haben; und sie ermöglicht eine allgemeine Differenzierungstheorie von Kommunikationsformen, die nur noch Gesellschaft als soziales System voraussetzen muss.

An diesen drei zusammenhängenden Konsequenzen orientiert sich auch die Struktur dieses Texts. Im ersten Teil geht es darum, den Formbegriff innerhalb *methodologischer* Überlegungen zu positionieren. Das wird durch eine Sensibilisierung für die Unterscheidung von Theorie und Methode und für den Unterschied von Soziologie und Sozialforschung geschehen, so dass eine Entwicklung empirisch orientierter und eigenständiger Methodologien der Soziologie in Reichweite rückt, die keine Rückversicherung bei einer normativ und kausal argumentierenden Wissenschaftstheorie mehr braucht. Im zweiten Teil erfolgt dann eine ausführliche Analyse derjenigen Operation, die die Formen, über die gesprochen wird, produziert und reproduziert, nämlich *Kommunikation*. Die Grundlage für ein Verständnis dieser Operation wird durch eine Einführung in den Formbegriff und die Arbeit mit seiner Notation gelegt: Formen sind vollkommen abhängig von ihrer Kommunikation und in

diesem Zusammenhang auch von Beobachtung und Sinn. Im dritten Teil wird dann gewissermaßen auf die Konsequenzen der im ersten Teil gelegten methodologischen (also: methodentheoretischen) Basis für das Verständnis sozialer Differenzierung geschaut, und zwar mit Hilfe der im zweiten Teil eingeführten Kommunikationstheorie. Während die ersten beiden Teile im Grunde genommen stärker an der Differenz von Sozialem und Nicht-Sozialem, also auch an der Differenz sozial/psychisch beziehungsweise Gesellschaft/Individuum arbeiten, geht es im letzten Teil der Arbeit um *Differenzierung*, also um die Etablierung von Differenzen, die es erlauben, Soziales von Sozialem zu unterscheiden.<sup>1</sup> Wenn man mit Differenz beginnt, liegt wohl kaum etwas näher, als abschließend auch die gesellschaftliche Differenzierung von Differenzen, also praktisch die Selbstanwendung des Unterscheidens, zu untersuchen.

Ob Differenzierung letztlich zur Entstehung weiterer Systeme führt, kann man dabei zunächst offen lassen – die Angabe einer Systemreferenz jedoch nicht. Die Systemreferenz der folgenden Überlegungen ist *Gesellschaft*. Denn selbst wenn man Luhmanns Idee einer Autopoiesis sozialer Systeme in der Autopoiesis der Gesellschaft skeptisch gegenübersteht, so kann man doch schlecht leugnen, dass man *nur* kommunikativ feststellen kann, dass Kommunikation stattgefunden hat – inklusive der Möglichkeit, darüber uneins zu sein, ob sie stattgefunden hat. Auf nichts anderes will ein soziologischer Begriff der Autopoiesis hinaus. Die Autopoiesis der Kommunikation und damit das soziale System der Gesellschaft wird uns daher als robuster (Luhmann würde womöglich sagen: hinreichend falscher) Ausgangs- und Endpunkt soziologischer Formanalysen dienen.

---

<sup>1</sup> Im Forschungsprogramm von Georg Simmel entspricht das Zugrundeliegen der Differenz Gesellschaft/Individuum der Entwicklung einer allgemeinen Soziologie, während die Beobachtung sozialimmanenter Differenzen auf eine reine oder formale Soziologie abzielt (Simmel 1917). Diese Untersuchung folgt im Prinzip dieser Differenzierung, weitet die Idee der formalen Soziologie jedoch auch auf die allgemeine Soziologie aus, so dass man wohl, wenn man diese Bezeichnung verwenden wollte, von einer allgemeinen und einer speziellen formalen Soziologie sprechen könnte.

Die drei Teile der Untersuchung können im Prinzip jeweils für sich stehen, sind aber in gewissem Grade ineinander verknötet. Deshalb sind in jedem Teil und Kapitel Vor- und Rückgriffe auf die anderen Teile und Kapitel notwendig – aber nicht nur aufgrund des Erfordernisses eines konsistenten Aufbaus der Argumentation, sondern weil jeder Teil auch im Sinne der anderen gelesen werden kann. Man könnte überspitzt gesagt die ganze Arbeit als Methodologie im hier verstandenen Sinne lesen, aber eben auch als Formtheorie der Kommunikation oder als Differenzierungstheorie der Gesellschaft.

Ich beginne mit methodologischen Überlegungen, weil die Formtheorie keine ihr zugeordnete Methode braucht, sondern vielmehr zugleich die Methode ist, mit der man sich einem Gegenstand nähert.<sup>2</sup> Der Unterschied zwischen Theorie und Methode, der als Problem immer wieder die soziologische Forschung beschäftigt (vgl. Nassehi 1998; Saake/Nassehi 2007; Pawson 2000), wird dadurch unscharf und verliert in bestimmter Hinsicht an Bedeutung. Diese Unschärfe erweist sich bei genauerem Hinschauen als eine generelle Bewegung innerhalb der soziologischen Theorie. Man könnte bei den Klassikern anfangen und an Emile Durkheim denken, der seine Theorie in Regeln der soziologischen Methode verpackt (vgl. Durkheim 1895); oder natürlich an Georg Simmel, der in der Soziologie eine Methode erblickt, die die Genese sozialer Formen rekonstruierbar macht (Simmel 1908; 1917). Max Webers Theorie steckt wiederum in seinen soziologischen Grundbegriffen, die zugleich methodologische Anweisungen sind, wie sich Soziologen<sup>3</sup>

- 2 Sie ist aber nicht bloß: Methode; sondern eben zugleich auch: Theorie. Genau das ist auch an Luhmanns Theorie sozialer Systeme oft missverstanden worden. Eine Formtheorie zielt ab auf eine ontogenetische Beschreibung empirischer Operationen, Prozesse und Zusammenhänge. Sie geht nicht bloß »analytisch« vor, sondern arbeitet gleichsam mit der Unterstellung, dass empirisch, praktisch, alltagsweltlich (oder wie auch immer) ebenfalls mit dieser Methode gearbeitet wird, wenn auch nicht explizit. Das entspricht, wie noch gezeigt wird, im Grunde genommen einem ethnmethodologischen Forschungsprogramm.
- 3 Mit Nennung der männlichen Funktionsbezeichnung ist immer auch, sofern nicht anders gekennzeichnet, die weibliche Form mit gemeint. Eine Ausnahme ist der Beobachter, der in diesem Verwendungszu-

ihrem Gegenstand nähern müssen, um verlässliche Ergebnisse zu produzieren (vgl. Weber 1921). Im Anschluss an die Klassiker war es insbesondere Talcott Parsons, bei dem die Theorie (AGIL) offensichtlich zugleich die Methode ist, mit der man inkongruent auf empirische Sachverhalte blicken kann (vgl. Parsons 1959; 1966). Aktueller lässt sich zum Beispiel an Bruno Latour denken, der die Akteur-Netzwerk-Theorie als Methode verstanden wissen will (Latour 1996; 2007); an Michel Foucaults Anspruch, eine Analytik und nicht bloß eine Analyse der Macht zu entwerfen (Foucault 1976a); an Harold Garfinkel, der Theorie als Ethnomethodologie betreibt (vgl. Garfinkel 1967); und natürlich an Niklas Luhmann, der den theoretischen Kern seiner Gesellschaftstheorie wahrscheinlich nicht nur zufällig im Abschnitt »Methodologische Vorbemerkung« einführt (vgl. Luhmann 1997a).

Aus diesem Grund ist es auch mühselig und überholt zu denken, dass die Sozialforschung die Methoden bereithält und den direkten Kontakt zum Gegenstand (Empirie) pflegt, während die Soziologie die Theorien dazu formuliert und ihre Überprüfung dann wieder der Sozialforschung überantworten muss. Es handelt sich vielmehr um zwei unterschiedliche Forschungsfelder, die jeweils ihre eigenen Theorien und Methoden entwickeln und zum Einsatz bringen und deshalb jeweils eigene Methodologien, empirische Plausibilitäten und Realitäten erzeugen – und eben auch erzeugen müssen. Das schließt einen produktiven und erfolgreichen Bezug aufeinander nicht aus, sondern entschieden ein. Doch das leidige Thema der Empirie der Theorie erscheint dann in einem anderen Licht (vgl. Kalthoff/Hirschauer/Lindemann 2008; Vogd 2007; Räwel 2007) – ebenso wie das Problem der Kausalität und die davon abhängige Anfertigung klassischer Erklärungen. Kausalität ist ohne Zweifel selbst eine soziale Form und muss deshalb wie jede andere Form empirisch ernst genommen werden. Aber theoretisch ist sie nicht mehr maßgebend. Wenn man mit der Formtheorie und ihrer Notation arbeitet, erkundet man vielmehr kommunikative – also unbestimmte, aber bestimmbare – Räume und muss sich dementsprechend von der Erwartung lösen, dass Modelle auf kausale Er-

---

sammenhang nicht auf menschliche Beobachter beschränkt ist und dementsprechend auch nicht *per se* männlich oder weiblich sein kann. Siehe zu einem entsprechenden Begriff des Beobachters Kapitel 5.

klärung hinauslaufen oder gar der Erstellung von Prognosen dienen müssen. Nimmt man den Begriff der Komplexität des Sozialen ernst (viele sprechen darüber, aber die wenigsten tun das), kann man weder mit Kausalthypothesen noch mit statistischen Aggregationen zufriedenstellende Ergebnisse erzielen (vgl. Weaver 1948).

Ein methodologischer Primat kommunikativer Unterscheidungen im Gegensatz zu Kausalität betrifft auch unmittelbar das Verhältnis von Modellbildung und Datenerhebung. Spätestens seit Robert K. Mertons Vorstellung von *theories of the middle range* dürfte hinlänglich bekannt sein, dass soziologische Theorie nicht erst dann ansetzt und, so Merton, auch nicht ansetzen darf, wo es nur noch um die (kausale, statistisch angeleitete) Interpretation bereits erhobener Daten geht, sondern zunächst unabhängig von bestimmten Daten entwickelt werden muss (Merton 1949a/1968: 41 ff.). Denn eine Interpretation lässt sich *ex post* immer entsprechend an die Datenlage anpassen und kausal rekonstruieren. Um dieser Versuchung zu entgehen, ist ein Einsatz von Formalismen notwendig, das heißt jede Untersuchung sozialer Prozesse und Strukturen bedarf vorweg einer expliziten Darstellung der dafür angenommenen Elemente und ihrer Relationierung (Tilly 2004b). Formalismen dienen dann als Grundlage für die Beobachtung und Selektion des empirischen Materials, so dass man mit ihrer Hilfe bestimmte Dinge zu sehen bekommt und andere nicht, *man das aber wissen und in Rechnung stellen kann*. Die entscheidende Frage in Bezug auf die soziologische Forschungspraxis lautet so gesehen nicht, ob man qualitativ oder quantitativ forscht, sondern ob man die Formalismen, die man verwendet, explizit macht oder nicht, so dass man Irrtümer überhaupt als solche erkennen und daraus neuartige Erkenntnisse gewinnen kann. Das gilt für Formmodelle genauso wie für ihren Spezialfall der kausalen Modellierung.

Dieser Vorschlag liegt nicht nur aufgrund seiner Familienähnlichkeit auf einer Linie mit einer formtheoretisch gebauten Methodologie. Formalismen zu verwenden bedeutet, dass man sich durch eine selbst auferlegte Beschränkung überraschen lässt, das Ausgeschlossene aber nicht einfach ignoriert, sondern mitführt. Genau darauf zielt auch die Entwicklung von Formmodellen ab: Selbstdisziplinierung, Überraschung (Information), Einschluss des Ausgeschlossenen. Formalismen können die Beobachtung so disziplinie-

ren, dass anschließend nicht mehr jede beliebige Beschreibung oder Erklärung herhalten kann.

Mit der Notation von George Spencer-Brown lassen sich solche Formalismen zu den unterschiedlichsten sozialen Phänomenen bauen. Entsprechende Fragestellungen lauten dann zum Beispiel: Welche Differenz ist operativ im Einsatz, wenn und damit ein bestimmtes soziales Geschehen hervorgebracht, reproduziert und identifiziert wird? Beziehungsweise: Welche Differenz muss man als Sozialwissenschaftler verwenden, wenn man es beobachten will? Oder ganz knapp: Welche Form erzeugt es?<sup>4</sup> Es geht um Modelle, die die generativen Mechanismen des Gegenstands selbst repräsentieren und ihre Evidenz dadurch gewinnen, dass sie Anweisungen von Beobachtern für Beobachter sind, sie zu vollziehen, um die Chance zu haben, sowohl die theoretische Argumentation als auch das empirische Phänomen nachvollziehen zu können. Formmodelle produzieren insofern nicht-kausale Erklärungen.<sup>5</sup> Man könnte mit Gregory Bateson (1972: 405 ff.) auch von kybernetischen Erklärungen sprechen, die sich nicht in erster Linie für Ursachen und Wirkungen interessieren, sondern für die Einschränkungen, die nötig sind, um ein bestimmtes Phänomen hervorzubringen. Formmodelle liefern solche Erklärungen, weil sie darzustellen versuchen, wie ein sozialer Zusammenhang selbst mit Unterscheidungen rechnet, um sich als dieser Zusammenhang zu bewähren oder nicht zu bewähren. Sie müssen deshalb immer zugleich in zwei Richtungen gelesen werden, und zwar einerseits als Anweisungen für soziologisch interessierte Beobachter und andererseits als Aufzeichnung empirisch beobachtbarer Prozesse. Diese Doppeldeutigkeit ist bei allen Unterschieden, die man zwischen Soziologie und Alltag problemlos registrieren kann, nur dann ein Problem, wenn man Autologie, also Selbstanwendung der Theorie, auszublenden versucht oder nur zu einem Sonderforschungsbereich erklärt.

<sup>4</sup> Im doppelten Sinn von: Welche Form liefert eine ontogenetische Beschreibung/Erklärung des beobachteten Phänomens, so dass es für andere Soziologen nachvollziehbar wird und: Welche Form wird empirisch durch dieses Phänomen selbst produziert, um sich auf dieser Grundlage reproduzieren zu können?

<sup>5</sup> Zur Möglichkeit von nicht-kausalen Erklärungen siehe Abbott 2004 und 2007a.

Obwohl Luhmann zahlreiche Formanalysen durchgeführt hat, von denen hier einige aufgegriffen und vorgestellt werden, hat er selbst nie versucht, die Notation von Spencer-Brown selbst soziologisch fruchtbar zu machen. Es gibt mit Sicherheit zahlreiche Einwände gegen eine Verwendung der Notation für Unterscheidungen, und zwar nicht nur seitens einer kausalistisch-handlungstheoretischen, sondern womöglich auch dezidiert seitens einer systemtheoretischen Soziologie. Der vielleicht schnellste Einwand gegen die Verwendung dieser Notation ist, dass sie keinen Mehrwert erkennen lässt – weil man damit weder in einem klassisch arithmetischen oder algebraischen Sinne rechnen kann noch dadurch etwas anderes zu sehen bekommt als das, was man auch in Worten ausdrücken kann. Beide Gründe für diesen Einwand sind verständlich, aber, wenn überhaupt, nur zu einem geringen Teil berechtigt. Der erste, auf eine allzu enge Vorstellung von »Rechnen« bezogene Grund, ist zugegebenermaßen nicht einfach auszuräumen. Ausrechnen kann man damit freilich im klassischen Sinne nichts, weil man es in der Soziologie letztlich immer mit Rekursionen zu tun hat, so dass die notierten Formen immer schon Eigenwerte, also Ergebnisse, kommunikativer Rekursionen sind.<sup>6</sup> Dennoch ist es nicht unbedingt ausgeschlossen, bestimmte axiomatische und arithmetische Operationen der *Laws of Form* von George Spencer-Brown anzuwenden.<sup>7</sup> Der zweite Grund für den Einwand des nicht erkennbaren Mehrwerts der Notation lässt sich eigentlich leichter entkräften, aber man muss dazu bereit sein, es selbst auszuprobieren. Die Verwendung der Notation ist nicht bloß ein graphisches Hilfsmittel. Sobald man die Notation verwendet, wird deutlich, dass Formen (auch die Formanalysen Luhmanns) weitaus strikter gefasst werden müssen, als es ein sprachlich-grammatischer Ausdruck tun muss und tun kann – und dass dadurch Forschungsfragen und Problemformulierungen provoziert werden, die ohne die Notation nicht in dieser Weise auftauchen würden.

Von der Operation der Unterscheidung beziehungsweise einem Formbegriff der Kommunikation auszugehen, versteht sich sozial-

6 Zu diesen Ideen der Rekursion und des Eigenwerts vgl. von Foerster 1993b und die Beiträge in von Foerster 1997. Dort schlägt Heinz von Foerster auch eine andere, weitaus breitere Vorstellung von »Rechnen« vor.

7 Zwei kleine Beispiele finden sich im Anhang.

wissenschaftlich nicht von selbst. Angesichts der daraus zu entwickelnden Art von Fragen und Problemstellungen liegt weiterhin der Vorwurf nah, dass es sich bloß um artifizielle Probleme und rein theoretische Spielereien handelt. Das ist nicht falsch, denn es geht hier unbestreitbar um die Arbeit an einer soziologischen Theorie. Das Problem daran ist nur, dass es keinerlei soziologische (und generell auch keine wissenschaftliche) Problemstellung gibt, die nicht artifiziell ist. Um das zu erkennen, braucht man nur mit irgendeinem Nicht-Soziologen sprechen. Die Frage, ob eine soziologische Problemstellung oder auch eine soziale Tatsache also konstruiert ist, führt nirgendwo hin, denn jede wissenschaftliche Problemstellung ist konstruiert und insofern künstlich (vgl. Latour 2003, 2007: 150 ff.). Vielmehr gilt es deshalb zu fragen, wie sich Problemstellungen konstruieren lassen, die überraschende Einsichten und Erkenntnisse produzieren und die Konstruktion weiterer Probleme anleiten können.

Die Konstruktion oder Artifizialität von Problemstellungen hat so gesehen nichts mit Empirieferne zu tun, sondern lediglich mit der Formulierung *inkongruenter* Perspektiven (vgl. Luhmann 1967). Würde man sich soziologische Probleme einfach von außen diktieren lassen, käme man höchstens dazu, ein differenzierteres Bild dessen zu zeichnen, was man ohnehin schon wissen kann. Durch theoretisch generierte Probleme lassen sich dagegen empirische Lösungen aufspüren, die sich im sozialen Geschehen längst für das formulierte Problem etabliert haben, aber nunmehr so selbstverständlich sind, dass man sie gar nicht mehr als Lösung eines Problems zu betrachten pflegt und deshalb ein artifizielles Problem – eine Versuchsanordnung – benötigen, um sie sichtbar machen zu können.<sup>8</sup> In der Soziologie ist es keineswegs ausgeschlossen, und sogar gängige Praxis, sich Probleme vom Gegenstand vorgeben zu lassen. Nur formuliert man sie im Rahmen der theoretischen Pro-

---

<sup>8</sup> »Die einzige Autorität, auf die sich ein Lehrsatz stützt, ist nicht die Natur, sondern der Forscher, der seine eigene Frage selbst beantwortet hat« liest man zum Beispiel schon bei Jakob von Uexküll (1928: 3).

blemstellung so um, dass auch dann unweigerlich inkongruente Perspektiven entstehen.<sup>9</sup>

---

- 9 In gewissem Sinne ist diese allgemeine Untersuchung sogar Produkt einer zum Teil forschenden, zum Teil praxisorientierten Auseinandersetzung mit Organisationen. Im Zeitraum von 2003 bis 2007 haben wir am Lehrstuhl für Soziologie der Universität Witten/Herdecke studentische Beratungsprojekte durchgeführt, die mit genau solchen inkongruenten, formtheoretischen Perspektiven gearbeitet haben. Die Projekte liefen von drei Monaten bis zu einem Jahr und umfassten sehr unterschiedliche Organisationsformen: Zwei Sozialbanken, die wissen wollten, inwiefern sie sich unterscheiden, um abschätzen zu können, ob eine Fusion sinnvoll ist oder nicht; ein Immobilienunternehmen, dass im Hinblick auf das Problem der schrumpfenden Räume einen strategischen Unterschied zu anderen Unternehmen machen wollte; einen Automobilclub, der nach seinem Kulturprofil suchte, um daran orientiert seine strategischen Optionen zu prüfen; einen Arbeitgeberverband, der angesichts der Unsicherheit, wozu Arbeitgeberverbände heute noch nötig sind und wie deshalb ihre zukünftigen Aufgaben aussehen könnten, nach seinem sozialpolitischen Aufgabenprofil suchte; eine Stiftung, der es darum ging, von ihr geförderte Projekte angemessen evaluieren (also anhand von Unterscheidungen bewerten) zu können; und ein loses Netzwerk psychiatrischer Betreuungsinstitute, das nach einer Form der Zusammenarbeit und einer gemeinschaftlichen Budgetierung suchte, die sowohl die politische und organisatorische Einheit der einzelnen Institute betont als auch ihre Verschiedenheit berücksichtigt. Bei diesen Studien standen stets auf intensive Beobachtung im Feld basierende system- und formtheoretische Analysen im Vordergrund. Es kamen aber auch, je nach Auftrag, Zeitrahmen und Interesse, klassische Techniken der Sozialforschung zur Anwendung, vor allem narrative, halbstandardisierte und standardisierte Interviews und teilnehmende Beobachtung – jedoch weniger als Mittel zur Überprüfung theoretischer Hypothesen, denn als eine die kommunikationstheoretischen Überlegungen ergänzende, komplementäre, kausalistische Perspektive. Ein zentrales Element dieser Forschungs-/Beratungsprojekte war ein abschließender Workshop, in dem die Organisationen selbst wieder zu Wort kamen, *bevor* der Abschlussbericht angefertigt wurde. Ich betone das deshalb, weil das gleichsam zur Methodologie von synthetischen Formanalysen gehört: es zu erlauben, dass ein möglicher

Die erforderliche Inkongruenz und der empirische Zugang werden hier aus einem operativen Ansatz gewonnen. Auf *Operationen* zu achten bedeutet im Kern, von Unbestimmtheit auszugehen, um sich dadurch hochsensibel für empirische Bestimmungsmöglichkeiten zu machen. Dieses Interesse an der Theoriefigur der Operation findet sich keinesfalls nur in der Systemtheorie, auch wenn dieser Gedanke dort seinen stärksten und radikalsten Ausdruck findet. Man entdeckt ihn mindestens auch in Michel Foucaults Ideen zu einer Mikrophysik der Macht (1976a, 1976b), aber auch in Bruno Latours Akteur-Netzwerk-Theorie, die für eine Beobachtung ereignishafter Verknüpfungen nicht-sozialer Elemente wirbt, um die empirische Bestimmung von Unbestimmtheit nachzuverfolgen zu können (Latour 2007).<sup>10</sup> Einem solchen operativen Ansatz fühlt sich aus empirischen Gründen auch Randall Collins verpflichtet. Bei ihm heißt es: »Sociological concepts can be made fully empirical only by grounding them in a sample of the typical micro-events that make them up.« (Collins 1981: 988) Zwar verfolgt Collins im Anschluss eine andere Theoriestrategie, aber dieser Grundgedanke einer *micro-translation* liegt genau auf einer Linie mit einer Umstellung auf die Beobachtung von Operationen, die es eben ermöglicht, *theoretische Abstraktion mit einer vollends empirischen Herangehensweise zu kombinieren*. Mikroereignisse werden hier jedoch nicht in Differenz zu irgendwelchen Makrozuständen verstanden und auch nicht mit individuellen Handlungen oder Intentionen gleichgesetzt. Das »Mikro« bezeichnet vielmehr eine Beobachtung von ereignishaften Operationen, die darauf abzielt, die Zeitspanne der Beobachtung des Gegenstands oder eines interessierenden Phänomens auf ein Minimum zu reduzieren und dadurch die Theorie auf eine hinreichend robuste empirische Grundlage zu gründen.

---

Widerstand des Gegenstands gegen die Ergebnisse die eigene Formanalyse informiert und dadurch modifiziert (vgl. Latour 2007). Die jeweiligen Abschlussberichte sind ausschließlich für den internen Gebrauch angefertigt worden und deshalb unveröffentlicht.

<sup>10</sup> Siehe auch bereits Tarde (1893/2009: 26): »In jedem Fall wären jene winzigen Seinseinheiten, die wir als infinitesimal bezeichnen, die *wahren* Akteure und jene unendlich kleinen Veränderungen die *wahren* Aktionen.« (Hervorhebungen im Original)

Wenn man von Operationen ausgeht, ist man anschließend aber auch gezwungen anzugeben, welche Operation man beobachten möchte. Dafür kommt hier nur Kommunikation in Frage, zumindest wenn man Luhmanns plausibler Einschätzung folgt, dass es sich dabei um die einzige genuin soziale Operation handelt. Man muss überdies aber auch angeben können, wie es unter diesen Umständen zu wiederholbaren (und als Wiederholung erkennbaren und wiedererkennbaren) Operationen kommt, also zur Reproduktion bestimmten Formen, seien es Gebilde, Dinge, Systeme oder konkreter Organisationen, Professionen, Klogespräche in Kneipen oder eine der vielen anderen sozialen Formen, die man so problemlos zu unterscheiden versteht, um als Folge davon soziale Ordnung zu sehen (in all ihrer Unordentlichkeit versteht sich).<sup>11</sup> Damit wird jede soziale Form, vom Flirt bis zur Familie, von der Schlägerei bis zum Parlament, von der Neugier bis zum Forschungslabor oder vom Streit um Spielzeug bis zur Börse als etwas sichtbar, das keinen Bestand hat, sondern, um für einen gewissen Zeitraum bestehen zu können, Moment für Moment geleistet, gemacht, fortgeführt, abgesichert werden muss. Hier stellt sich die Frage nach der operativ verwendeten *Unterscheidung*, die eine soziale Form für sich selbst und andere Beobachter wiedererkennbar macht.

Die Verwendung des Worts »Unterscheidung« ist oftmals mit ganz bestimmten Vorstellungen verbunden, die ein Verständnis der angezeigten Problematik erschweren. Zum einen ist das Treffen von

<sup>11</sup> Die Systemtheorie ist im Grunde genommen eine zentrale Implikation dieser Umstellung auf die Beobachtung von Operationen. Deshalb wohl auch ihre Affinität für inkongruente Perspektiven, von denen Temporalisierung und Schließung wohl die bekanntesten, aber auch am häufigsten missverstandenen sind. Temporalisierung meint, dass ein System aus Ereignissen besteht und sofort wieder zerfällt, wenn es nicht, und hier kommt Schließung ins Spiel, mit Hilfe *eigener* Operationen anschließende Operationen bestimmen kann, die sich auf vorherige Operationen beziehen und weitere in Aussicht stellen. Ist ein System durch einen Beobachter identifizierbar, hat es diese selbsterzeugten Probleme in irgendeiner Form bereits gelöst und man ist dazu angehalten herauszufinden, *wie* und vor allem *wie es* das macht. Hier zeigt sich erneut: inkongruente Perspektiven führen nicht von der Empirie weg, sondern vielmehr tiefer in sie hinein.

Unterscheidungen nicht gleichbedeutend mit Kategorisierung oder Klassifikation; und zum anderen ist damit keineswegs zwangsläufig Zweiwertigkeit, also Binarität, Bivalenz, Dualität oder Dichotomie verbunden. Kategorien, Klassen, Dualität oder Binarität sind vielmehr spezielle Formen des Umgangs mit Unterscheidungen. Sie setzen das Treffen von Unterscheidungen voraus und kommen aus diesem Grund immer schon zu spät, wenn es darum geht, den empirischen Umgang mit Unterscheidungen zu erfassen. Es handelt sich mit anderen Worten um ganz bestimmte, empirisch häufig beobachtbare Einschränkungen des Unterscheidungsgebrauchs. Weder teilen Unterscheidungen das Soziale sauber ein, wie Kategorien es suggerieren, noch sind sie automatisch auf zwei Seiten beschränkt. Ob das eine oder das andere der Fall ist, entscheidet sich *ausschließlich* empirisch. Das gilt auch für die Frage, ob Unterscheidungen symmetrisch, asymmetrisch, rigide oder flexibel gehandhabt und erlebt werden. Auch legt die Tatsache, dass Unterscheidungen getroffen werden, nicht vorweg fest, ob der Übergang zwischen den unterschiedenen Seiten graduell zu verstehen oder nur in einem diskontinuierlichen Sprung möglich ist; und genauso wenig ist damit zugleich entschieden, ob man eine Unterscheidung in der Form eines Sowohl-als-Auch oder eines Entweder-Oder erlebt und behandelt. In all diesen Fällen ist immer eine *weitere* Unterscheidung im Spiel und man wird kaum um die Beobachtung herum kommen, dass unterschiedliche Beobachter jeweils unterschiedlich mit denselben Unterscheidungen umgehen. Deshalb zwingt die Beobachtung von Unterscheidungen zu empirischer Rückbindung.

Die empirische Letztreferenz, die in diesem Sinne operativ mit Unterscheidungen rechnet, ist Gesellschaft. Üblicherweise ist man es gewohnt, Gesellschaft für die Abstraktion schlechthin zu halten. Doch kaum etwas ist konkreter als die *empeiría* der Gesellschaft. Die Gesellschaft ist ein autopoietisches System und jede Form, die man beobachten und notieren kann – sei es die Form der Wirtschaft, der Konkurrenz, der Erziehung, des Kapitalismus, einer Methodologie, der Koketterie, der Organisation, des Gesprächs, einer Wertsphäre, einer Profession, des Terrorismus oder eines Verbands – wird als Kommunikationsform begriffen, also letztlich als eine gesellschaftlich mehr oder weniger etablierte und reproduzierende Unterscheidung. Das heißt aber, dass sich das Problem der Autopoiesis der Kommunikation in *jeder* dieser unterschiedlichen For-

men stellt. Die Differenzierung der Gesellschaft ist eine Differenzierung ihrer autopoietischen Reproduktion. Es genügt deshalb, von nur einer einzigen Form sozialer Autopoiesis auszugehen und alle weiteren Formen als Resultat einer Formdifferenzierung der Gesellschaft zu begreifen. In dieser abschließenden, differenzierungstheoretischen Erprobung des Formgedankens wird vornehmlich Niklas Luhmanns Gesellschaftstheorie im Vordergrund stehen, und zwar weil sich dort entsprechende Konsequenzen am leichtesten beobachten lassen, aber auch deshalb, weil Luhmann im Prinzip der einzige ist, der überhaupt auf einen Gesellschaftsbegriff setzt, an dem man sich derart abarbeiten kann.

Das Betreiben einer Formtheorie greift unter anderem auf soziologieexterne Ressourcen zurück: auf Systemtheorie und auf eine nicht-numerische, qualitative Mathematik. Aber man sollte daraus nicht schließen, es gehe bloß um eine »Anwendung« des Formkalküls auf die Soziologie. Eher müsste man gerade umgekehrt sagen: Die Soziologie ist die erforderliche Zutat, um aus dem Kalkül eine Theorie zu machen. Daher dreht sich diese Arbeit genau genommen um die eine Frage, inwiefern eine Formtheorie trotz (und wegen) ihrer Wurzeln nur als Kommunikationstheorie möglich ist – und aus diesem Grund auf Soziologie nicht verzichten kann. Es geht also nicht nur um das Hereinholen interessanter Theorieentwicklungen in die soziologische Forschung, sondern auch um eine Aufbereitung dieser Entwicklungen in einer Art und Weise, dass sie anschließend (für andere) soziologisch infiziert sind. Aber das erfordert vermutlich sowohl einen grundlegenden (um nicht zu sagen: paradigmatischen) Begriff der Kommunikation, wie ihn Dirk Baecker vorschlägt, als auch, wie schon Bruno Latour unter Verweis auf Gabriel Tarde behauptet, eine andere Vorstellung von Soziologie.